Die Zinken einer Gabel

Ungleichheit, so argumentiert Rosa Lyon in *Mehr als Geld*, sei keine politische Frage, sondern ein funktionaler Nebeneffekt marktförmig organisierter Ökonomien. Ihrem meritokratischen Ideal zufolge erscheint sie nicht als klassenspezifische Konstante, sondern als Kostenfaktor mit negativen Folgewirkungen

Barbara Eder

Es gibt Bücher, bei denen man sich fragt, welcher verlegerische Impuls sie durch das Nadelöhr der Veröffentlichung gejagt hat. Bei Rosa Lyons' *Mehr als Geld. Warum Ungleichheit unsere Zukunft bedroht* handelt es sich um ein solches. Der Titel verspricht eine große gesellschaftspolitische Analyse sozialer Ungleichheit – und damit nicht weniger als Antworten auf die zentralen Fragen der Gegenwart; im Buch eingelöst wird davon jedoch so gut wie nichts. Stattdessen liefert die Autorin, mehr unterschwellig als explizit, eine subtile Legitimation des Status Quo. Ungleichheit, so die von ihr vorausgeschickte Prämisse, habe mit der moralphilosophischen Kategorie der Ungerechtigkeit nichts zu tun. Vielmehr sei diese das Resultat von individuellen „Erfolgen“ auf wachsenden Märkten – und als solche ein belebender Impuls für das, was die Autorin „die Wirtschaft“ nennt.

Rosa Lyons Modell dieser „Wirtschaft“ ist ein simples: ein idealer Ort fernab von Macht- und Herrschaftsbeziehungen, an dem Waren ungehindert zirkulieren können. „Unsere Wirtschaft ist grundsätzlich eine tolle Sache. Wir stellen komplexe Dinge her und tauschen sie mittels Geld“, bemerkt die Autorin demnach auf Seite 20. Darin zeigt sich bereits der kardinale Fehler: Unter Bedingungen kapitalistischer Warenproduktion ist Geld gerade kein neutrales Äquivalent, mit dem sich jene Verhältnisse abbilden lassen, welche der Produktion einer Ware vorausgegangen sind. Der Preis derselben gestaltet sich in relativer Unabhängigkeit von ihren Herstellungskosten – mit Blick auf das von allen Marktteilnehmer:innen gehegte Profitinteresse. Demnach stellen wir nicht einfach „komplexe Dinge“ her, für die wir einen monetären Gegenwert verlangen; ein Preis ist stets mehr als der Produktionswert einer Ware, ihr Tauschwert bestimmt sich in Relation zu allen anderen Waren am Markt.

Vor diesem Hintergrund ließe sich fragen, ob jener privat angeeignete Profit, der selbst mit gesellschaftlich notwendigen Dingen wie Wasser oder Brot erwirtschaftet wird und seit der Industriellen Revolution in unvorstellbare Vermögenskonzentrationen mündet, überhaupt legitim ist. In Lyons neoklassischem Planspiel fehlt jedoch diese Kategorie. Für sie gibt es

Haushalte mit unselbständigen oder selbständigen Einkommen und solche, die von Schenkungen, Erbschaften, Vermietung, Pacht oder Kursgewinnen zehren. Diese „Quellen des Vermögens“ (S. 33) stehen in keinerlei Beziehung zu ihrer prozentualen Verteilung, die Autorin wahrt dahingehend das Schweigen einer Anlageberaterin. Man muss es eben haben, um darüber zu verfügen – denn wer darüber verfügt, schläft ruhig und hat Einfluss: „So verstärkt Vermögen die Stimme jener, die über besonders viel verfügen. Es wirkt wie ein Megafon, um der eigenen Stimme mehr Gehör zu verschaffen, oder wie ein Hebel, um den eigenen Willen zu verstärken.“ (S. 37). Ein Satz, ein Fehler – und ein absurder Vergleich: Ein Megafon verstärkt durchaus *Stimmen* – doch ein Hebel den *Willen*?

In Rosa Lyons idealer Welt fallen Geld, Eigentum und die damit verbundenen Privilegien offenbar wie Konfetti vom Himmel – man messe dann, wo es gelandet ist: „Ungleichheit ist ein Maß für Verteilung, nicht mehr und nicht weniger“ (S. 28). Realiter verfügen die Reichsten 10 Prozent über 76 Prozent des weltweiten Vermögens, die Ärmsten 50 Prozent hingegen nur über 2 Prozent davon. In einer egalitären Gesellschaft sollten 10 Prozent der höchsten Einkommen nur 10 Prozent des Gesamteinkommens ausmachen, in den meisten Ländern Europas beläuft sich dies jedoch auf 26 bis 40 Prozent davon. Diese massive Ungleichverteilung ist für Lyon kein sozialpolitisches Skandalon, sondern etwas, das mitunter groß ist, aber nicht schädlich (vgl. S. 19). Es scheint, als ob es sich dabei sogar um eine neue Diversitätskategorie handeln könnte, die es anzuerkennen und zu respektieren gälte, denn: „Ungleichheit bedeutet Vielfalt“ (S. 31). Auf Seite 127 geht die Autorin noch einen Schritt weiter – und behauptet unter Bezugnahme auf Friedrich von Hayek und den mit seinen Ausführungen zur Willensfreiheit bekannt gewordenen Philosophen Harry Frankfurt: „Ungleichheit wird gerechtfertigt und gewollt, wenn sie allen hilft – vor allem den Ärmsten.“

An dieser Stelle zeigt sich, worauf die Autorin mit ihrem zwischen Rational-Choice-Spielerei, halbgaren Versatzstücken liberaler Gesellschaftstheoretiker:innen und einfachen Milchmädchenrechnungen changierenden Ausführungen tatsächlich hinauswill: Sie möchte „uns“ weismachen, dass Ungleichheit allen nützt – vor allem aber jenen, die sie, flankiert von stereotypisierenden Modellbeispielen, immer wieder als „die Armen“ etikettiert. Entgegen ihres ursprünglichen Bestrebens, „ideologische Stammesspiele“ (S. 8) kalmieren zu wollen, wird Ungleichheit für Lyon gegen Ende des Buches doch noch zu einer moralphilosophisch brisanten Kategorie: Sie motiviere ökonomisches Handeln und wirke auf den gesamten Wirtschaftsorganismus „ähnlich wie Cholesterin“. Im Handumdrehen wird die Autorin zur Internistin und erklärt den Markt zum Organismus: „Denn an einem Punkt, der sehr schwer auszumachen ist, entzieht es (das Cholesterin, Anm. BE) den Ansporn, statt ihn zu befeuern.

Wenn die soziale Position kaum noch mit harter Arbeit und Talent zu erreichen ist, wenn erworbene Positionen nur noch verteidigt werden, spricht man in der Ökonomie von unerwünschter, ‚schlechter' Ungleichheit. Denn sie führt das Leistungsprinzip ad absurdum" (S. 92).

Ein Markt ist kein Körper, sondern ein Machtgefüge. Und sozioökonomische Ungleichheit, die sich unter anderem in massiven Lohndifferenzen zeigt, ist die Folge mangelnden gewerkschaftlichen Einflusses und verfehlten politisch-institutionellen Handelns. In ehemals kolonialisierten Ländern ist Ungleichheit besonders stark und bis heute mit Raub, Extraktion und Überausbeutung verbunden. Für Lyon hat mangelnde Verteilungsgerechtigkeit jedoch nichts mit Regulierungsdefiziten oder Kolonialgeschichten zu tun, es sind vielmehr „natürliche" Faktoren wie Talent, Fleiß, Begabung oder Engagement, die einigen Wenigen ein bedeutsames „Mehr an Ungleichheit" verschaffen – verstärkt durch das, was die Autorin in grotesker Verdrehung von Bourdieus Theorie als „feine Unterschiede" bezeichnet. Als wäre es nicht schon kühn genug, Ungleichheit zum wirtschaftlichen Stimulans zu erklären, wird der französische Soziologe nun zum Schichtenverwalter. Während Bourdieu zeitlebens danach fragte, wie das filigrane Geflecht aus ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital Räume strukturiert und symbolische Macht legitimiert, teilt Lyon „die Gesellschaft" nach Berufs-, nicht etwa nach Einkommenskategorien, schlicht in Ober-, Mittel- und Unterschicht ein (vgl. S. 40).

Aus Bourdieus nivellierter Klassentheorie wird bei Lyon eine viktimisierende Form der Statuszuschreibung – mit erheblichen Fehlzuordnungen: So etwa zählt sie universitäre Lehrkräfte, die seit Jahrzehnten Teil eines wuchernden Akademikerprekariats sind, allen Ernstes zur „Oberschicht, auch Bourgeoisie genannt" (S. 40). Zwischen den Klassen darf man zwar auf- und absteigen, doch der Preis dafür heißt „Entfremdung" – gemeint ist damit nicht etwa Marx' Begriff infolge der Vernutzung von Arbeitskraft im kapitalistischen Produktionsprozess, sondern eine vage, psychologische Distanzierung vom Herkunftsmilieu. Wie man dem lebenslangen Pauken mit ungewissem Ausgang nebst 40-Stunden-Arbeitswoche doch noch entkommen kann, illustriert Lyon anhand ihrer Lieblingsphantasie: *Pretty Woman* – ein Hollywood-Remake des Pygmalion-Mythos mit Richard Gere als narzisstisch veranlagtem Märchenprinzen in der Hauptrolle. Zu seinem feinen Galadiner darf freilich auch die „Unterschicht" erscheinen, um dort – wie einst die bekehrte Sexarbeiterin Julia Roberts – pflichtbewusst die Zinken an der Gabel zu zählen.

Meritokratie verspricht, Leistung gerecht zu entlohnen – tatsächlich adelt sie Klassenprivilegien nachträglich als Verdienst. Wer oben ist, war eben „besser", wer unten

bleibt, hat es „nicht geschafft“. So wird soziale Ungleichheit nicht nur reproduziert, sondern moralisch legitimiert – aus Startvorteilen werden Tugenden, aus Ausschluss individuelles Versagen. Wer heute nicht zur Mittelschicht – jener sozialen Klasse mit finanziellen Reserven von rund 100.000 Euro – gehört, wird es, rein sozialstatistisch gesehen, auch morgen nicht tun. Zugleich wächst das, was Robert Castel treffend „Ressentiment“ nennt: Die Besitzenden fürchten Aufsteiger:innen als Konkurrenz und rechtfertigen ihre erblichen Vorsprünge mit einem Leistungsideal, das ihren „natürlichen“ Platz auf der Vermögensleiter legitimiert; historisch gesehen hat sich das im Entstehen begriffene Bürgertum in Abgrenzung von Klerus und Adel darauf berufen, heute grenzen sich offenbar „neue Selbstständige“ damit von sogenannten „Modernisierungsverlierer:innen“ ab.

Vom Distinktionsgehabe, das in ihren Erklärungsmustern steckt, will Rosa Lyon nichts wissen – paradox bleiben diese bis zuletzt. Denn wer könnte in ihrer idealen Welt die „Leistungsträgerin“ besser verkörpern als eine Sexarbeiterin, die bei guter Auftragslage bis zu 15 Kunden pro Tag „bedient“? Oder der Deliveroo-Fahrer, der täglich mindestens ebenso viele Essenslieferungen abarbeitet? Im real existierenden Kapitalismus bleibt beiden oft nicht einmal eine Krankenversicherung. Doch auch dafür hat Rosa Lyon, glühende Apologetin der freien Wirtschaft, eine elegante Lösung: die Entlastung des „Faktors Arbeit“ ist ein weiterer Taschenspielertrick, mit dem sie die Aushöhlung solidarischer Sicherungssysteme als persönlichen Vorteil verkauft (vgl. S. 18). Wer ernsthaft glaubt, Arbeit auf diese Weise „billiger“ zu machen, vernichtet die Grundlagen des Sozialstaats. Anstatt diesen zu erhalten und auszubauen, könnte man sich stillschweigend darauf einigen, dafür in Zukunft nicht mehr aufzukommen zu wollen.

Rosa Lyons Ideologie, die keine sein will, kommen Überlegungen dieser Art durchaus entgegen. In ihrer Kostenkalkulation – bezeichnenderweise überschrieben mit „42 oder wie viel Ungleichheit wollen wir“ – sollen Mechanismen zur Bekämpfung von Armut nur so lange existieren, wie sie sich wirtschaftlich rentieren und Folgekosten eindämmen. Wer „42“ – in Anlehnung an Douglas Adams’ Roman *Per Anhalter durch die Galaxis* – als Zahl für Ungleichheit ins Spiel bringt, macht sich schlichtweg lustig über den Ernst der Sache – und belegt auf unfreiwillige Weise, wie zynisch eine entpolitisierte Verteilungsdebatte, bei der es stets ums Ganze geht, sein kann. Hierzulande, so legt Lyon nahe, müsse eine solche dank eines verhältnismäßig intakten Sozialstaates gar nicht erst geführt werden. Wer dahingehend eine andere Position vertritt, darf getrost nach Pakistan blicken – jenes ehemalige Kernterritorium Britisch-Indiens, das nach der Teilung 1947 dem Commonwealth beitrat und bis heute von postkolonialen Vermögens- und Klassenstrukturen gezeichnet ist. Dort trinkt

die Autorin im ersten Kapitel ihres Buches Orangensaft mit Wodka und wundert sich darüber, wie ungleich die Welt anderswo sein kann.

Rosa Lyon: *Mehr als Geld: Warum Ungleichheit unsere Zukunft bedroht.* Wien: Brandstätter Verlag, 2025. 176 Seiten, 26,00 Euro.

Erschienen in: Brot & Spiele. *Zeitschrift für Kultur und Politik* 2/2025, Wien.